

Ein Mann.

1)

Von Camille Lemonnier.

Ein frischer Lufthauch stieg vom Boden empor — und das Schweigen der Nacht war gebrochen. Leise, gedämpfte Akkorde vibrierten in der Luft, verbreiteten sich im Gehölz, krochen von Ort zu Ort, bis sie im Rascheln des jungen Laubes erstarben; und abermals sank das große Schweigen über den Wald. Wie ein Wille, unterzutauchen in des Schlafes traumlosen Tiefen, lag es in der Natur. Die hohen Buchen fielen wieder in ihre starre Reglosigkeit zurück. Atemlose Stille umhüllte Forst und Flur. Das Leben zauderte noch in den bleichen Dämmer Schatten. Doch nur für einige kurze Augenblicke: aufs neue erstand ein Raunen im Hain, diesmal schon etwas lauter. Die Starrheit der schlafenden Formen wurde von leisen Schauern erschüttert, die immer weitere Kreise zogen, und wie von unsichtbaren Händen berührt, erbebt die Erde.

Der Morgen stieg herab.

Hochragende Wipfel lösten sich aus der wachsenden Dämmerung. Ueber das Firmament huschten fahle Schimmer wie Vorpösten des Tages, der einlassend vor den Toren der Nacht harrete. Im Dickicht des Hains summten nun ferne, feierliche Töne. — Wie das Wasser aus der Wehr brach jetzt eine weißliche Lichtflut hervor, das Astwerk überströmend, durch die Blätter rieselnd, die grasreichen Hänge überflutend, und brachte mählich die Finsternis zum Weichen. Das Buschwerk schimmerte in durchsichtigem Schein, darein die Blätter grünliche Reflexe warfen. Die grauen Stämme der Birken ragten so ehrwürdig und ernst empor, wie vom Weihrauch der Prozessionen umwallte Priestergestalten in ihrem Ornat. Allmählich begannen silberne Farbentöne das fahle Firmament zu durchwirken.

Ganz unmerklich und leis begann es in den hohen Blätterkuppeln zu flüstern. Ein Finkenmännchen piff halb laut seinen ersten Morgengruß. Schnäbelwezen und Knistern, Schwingenschütteln und langsame Flügelschläge vermischten sich mit dem geheimnisvollen Geraun in den Nestern; und plötzlich schwellen die verschiedenartigen Töne zu einem rauschenden Chor, der das Säuseln des Windes übertönt. Ein Heer von Grassmäcken zirpte in den Zweigen; hell trillerten die Finken; in den Gebüsch gurrten Wildtauben und die Baumkronen hallten wider vom schmetternden Vogelgezwitscher. Die Amseln waren auch schon erwacht, die Elstern begannen zu schwanken, und in den Gipfeln der Eichen schnarrten krächzende Krähen.

Und all dieser erwachende Jubel empfing die aufsteigende Sonne. Nun zuckte ein mattgoldener Strahl über das blaue Himmelsgewölbe gleich einer grell aufblühenden Klinge. Das schimmernde Morgenrot brach aus dem Unterholz, vieltausend Funken versprühend. Mit einem Male lohten die höchsten Spitzen in flammender Glut, die an den Stämmen hinabrieselte und die Wassertümpel in den Lichtungen purpurn färbte, während am Rande des Horizonts ein violetter Brodem emporkroch. In der Ferne schien der Waldesaum in rosigen Nebeln zu dampfen. Und die weite Ebene war wie überschnit vom weißen Blütenfior, der dem wachsenden Lichte immer heller und heller aufleuchtete.

Wald aber lösten laue Lüfte die Starrheit der schlummernden Gegenstände. Die Blätter entfalteten sich; die Kelche erschlossen sich unter dem milden, sanften Gauche; und dem Dichte entgegendrängend, strebten alle Nester himmelwärts. Und mit seinen gleich Armen ausgebreiteten Zweigen empfing der Wald den Morgen.

Zäh schoß die Sonne am Himmel empor. Nun schienen die Schatten der Nacht in regelloser Flucht zu entweichen. In Garben und Strömen ergoß sich das Licht über Buschwerk und Hain, in alle Vertiefungen sich einbohrend und den weiten Raum mit der Pracht seiner schimmernden Wogen überflutend. In den Tautröpfchen am Wiesenrain glitzerte und sprühte es von tausendfältigem Sonnengespenst. Die Selligkeit stieg über die Gipfel, verbreitete sich über Obstgärten und Gehöfte und badete das weite Gelände in rötlich goldenen Fluten.

Nun wurde das Waldweben vom Rumoren in den Vogel-

nestern übertönt. Gefiedertes Rauschen zog durch den Wald. Von Baum zu Baum wurden helltönende Zwiegespräche geführt. Es piffen die Amseln; die Finken, die Sempel, die Rotkehlchen all, die schmetterten und trillierten. Und in dieses wunderjame Konzert fielen die Raben mit ihrer krächzenden Stimme ein. Der Kuckuck, als Künder der ersten Morgenstunden, flocht in das Quodlibet seinen hellen Ruf, und alsbald erhob sich vom Blätterwerk ein langgezogenes Summen. Die grauen Fliegen mit bläulichem Leib, die an den harzigen Rinden klebten, die dicken Hummeln, noch trunken von den Orgien der Nacht, die nimmerfatten Bienechen surrten und schwirrten nun mit weitausgebreiteten Schwingen. Und all diese lusternen Geschöpfchen stiegen empor in die morgendliche Pracht der Lüfte.

Allmählich verloren sich die violetten Wölkchen in dem perlenden Schmelz des Firmaments. Die höherstehende Sonne brachte bald die Säfte in Gärung und sprengte die Kapselfrüchte der Knospen.

In all dieser Maienluft lag ein Mann, groß, jung und stark, die Hände unterm Kopf gefaltet; sein Rücken berührte den feuchten Grund, der bloß unter seinem schließenden Körper trocken geblieben war. Seinen Leib bekleidete ein Bauernwams, darunter klappte ein Hemd aus rohem Leinen; seine Füße waren nackt, die mächtigen, mit glänzenden Nägeln bespickten Schuhe hatte er neben sich gestellt. Und er lag im friedlichsten Schlummer.

Er schlummerte den tiefen Schlaf der Erde vor Anbruch des dämmernden Tages. Die große Starrheit von Busch und Getier lag auch über diesem mit der Natur eins gewordenen Menschenkinde. Traumlos, glücklich und zufrieden schlief es, von den säuselnden Winden umfächelt. Mit einem Male brach aus dem Blätterdickicht ein Strahl und traf seine Gestalt; auf seiner sonnengebräunten Haut flammten rotgoldene Lichter, spielten um seinen dunklen Bart und schimmerten auf seiner haarigen Brust. Er bewegte sich, legte sich auf die Seite und schien wieder weiterzuschlafen. Jetzt aber drang die Sonne zwischen seine Lider und belästigte die Rezhaut seiner Augen. Da richtete er sich in die Höhe und schlug seine grauen, pfliffigen Neuglein auf.

Die Laueit der Erde durchrieselte seinen Leib mit wollüstiger Wärme, während er prüfend um sich blickte. Mit geweiteten Rüstern sog er die würzige Luft ein; dann breitete er jählings seine Arme aus und reckte und dehnte sich, herzlich gähmend.

Vor ihm lag ein Obstgarten mit verkümmerten, knorrigen Apfelbäumen. In kaum wahrnehmbarer Reizung senkte sich der Garten bis zu den Gebäuden eines Bachthofes, die sich unter ihren moosbewachsenen Schieferdächern quadratisch um einen Hof gruppierten. Einige Hähne stolzierten zwischen Hennen, Perl- und Truthühnern umher und schüttelten ihre Scharlachflamme; von dem gepflasterten Wege längs der Ställe erscholl das Klappern schwerer Holzschuhe.

Der Mann ließ seine schlaftrunkenen Augen vom Düngerhaufen zu den Stühnern und von den Stühnern zu den Mauern des Hofes schweifen. Die Kühe waren eben durch das weitgeöffnete Tor aus ihren Ställen getrieben worden und drängten und stießen sich nun unter den Apfelbäumen im Garten. Aus der Jauche stiegen warme Dämpfe auf; aus den offenen Türen der Ställe drang ein muffiger Geruch und das Brüllen der Mutterkühe, die auf ihrer Streu den Duft frischer Wiesengräser witterten. Ueber dem Dach wirbelten kleine Rauchspiralen in die Luft.

Er richtete sich empor, von instinktiver Neugier getrieben, alles in Augenschein zu nehmen. Vom blauen Hintergrunde des Himmels rundeten sich die blütenstrogenden Apfelbäume. Kofett guckten rosig angehauchte Blütenbüschel zwischen den Zweigen hervor wie verstreute Sträußchen. Und darunter glitzerten die Gräser im funkelnden Morgentau, und über Dächern, Düngerhaufen und aus den Ställen wallte ein feiner, grauer Brodem.

Das Klappern eines aufgestoßenen Fensterladens ließ den Mann seine Augen nach einem bestimmten Punkte des Hauses richten. Leuchtend grün sprang der frischgestrichene Laden auf, und aus dem düsteren Dämmergrau tauchte eine weibliche Gestalt, noch schlaff vom nächtlichen Schlummer.

Da schob sich der Mann auf dem Banche bis unter die Apfelbäume vor. Er sah das Mädchen vom Kopfe bis zur Hüfte; da begann in seinen Augen etwas aufzublitzen: er hatte sie schon gefunden! Die Sonne schien auf ihren nackten Arm, wie sie nun vornübergebeugt den Laden einhakte; dann blieb sie ein paar Momente vom Licht überflutet reglos stehen, als ob sie noch weiter schlummerte.

Er schob sich näher, angelockt von dem Dufte von Schlaf, der die Unbekannte umtob. Eine frische Röte lag auf ihren sonnengebräunten Wangen. Ihr biegsamer, wohlgerundeter Hals ruhte auf einem breiten Nacken, den das halbgeöffnete Leibchen nur schlecht verbergte. Ihr eignete die herbe, ein wenig wilde Pracht wallonischer Frauen und deren Augen mit dem stehenden Blick. Ihr in losem Knoten aufgestecktes Haar ergoß über den Nacken eine Flut rötlicher Wellen.

Der Mann schnalzte mit der Zunge. Sie hob die Brauen, senkte ihre Blicke in das lichtgebadete Grün des Gartens und entdeckte ihn, auf seinen Fäusten halb aufgerichtet, den Oberkörper weit vorgebeugt.

Nun geschah etwas Seltsames. Er starrte sie mit halboffenem Munde an. Ein schelmisches, verächtliches Lächeln spielte um seine Lippen, dann irrten seine Blicke wie verloren in den Wolken. In ihm war ein Tier erwacht, sanftmütig und wild zugleich.

Sie fühlte sich belauert und war trotzdem nicht böse; wegen umringt sie sein dunkler Blick und dennoch lieblosend. Und wie er sie so anlächelte, gewährte auch sie ihm ein leichtes Lächeln ihrer Purpurlippen, das sich fast wie Dankbarkeit ausnahm. Es war wie der Einzug des Tages in dem weiten Weltraum. Das Lächeln drang bis zu dem Bürschchen und mengte sich wie Duft und Glanz zu dem rosigen Schimmer der Blüten, dem Laugefunkel im hohen Niede, zu der Pracht des jungen Tages. Bloß eine Sekunde hatte es gewährt — eine ganze Ewigkeit! Dann plötzlich schloß sich das Fenster, und das junge Mädchen war verschwunden. Ihr weißer Leib erfüllte die Landschaft nicht mehr mit seinem leuchtenden Schimmer. Da warf sich der Bürschchen zerknirscht unter einen Apfelbaum; der ließ langsam einen Regen von Blüten auf ihn herabrieseln, die ihn allmählich einhüllten und mit ihrem herben Dufte betäubten.

Schwer ward die Luft von dem Summen der Biengen, Fliegen und Mücken. Die Nester schwankten unter den Flügel schlägen der Sperlinge, die kreisend zwischen den Blütenbüscheln flatterten. In der Ferne schritt der Wind durch den Wald wie ein Wesen von Fleisch und Blut, und sein dumpfes Säusen ward vom Rindergebrüll rhythmisch im Takte begleitet. Bisweilen schraubte irgendwo eine Stute; ein paar freigelassene Füllen sprangen hell wiehernd im Hofe umher. Allüberall wurde das Leben nun laut.

Der Mann sah aus wie einer, der aus einem Traume erwacht. Er stand auf und begann, sie zu suchen. Eine weibliche Gestalt mit hochgeschürztem Rock kam aus dem Stalle, in jeder Hand einen Milchimer; bläuliche Adern schlängelten sich auf ihrem Halse unter den schlafblonden Haaren; die nackten Beine zeigten derbe, knorpelige Knie.

Das war nicht sie. Gleichgültig ließ er die Frau an sich vorübergehen; nur die andere reizte ihn. Dann trat aus dem Hause ein hochgewachsener Mann — der Vater vielleicht — und näherte sich dem Garten; der Fremde zog sich ins Gehölz zurück, um nicht entdeckt zu werden.

Kölliche Lichter nahmen ihn auf unter dem hohen Blätterdache. Leise durch die Bäume pfeifend, wanderte er gerade vor sich hin, die Hände in den Hosentaschen. Von Zeit zu Zeit blieb er stehen, wie traumverloren ins Weite starrend, brach einen Ast von einem Baume oder bearbeitete das Gras wie geistesabwesend mit Fußtritt. Ein Sprößling pochte auf einem Baumstamme mit kurzen, hämmernenden Schlägen. Die Amseln piffen, und aus allen Zweigen rieselten kristallhelle Töne nieder.

Er sah nichts, hörte nichts, von dem unbestimmten Gefühle einer ungefüllten Sehnsucht erfüllt; vor seinen Augen schwebte eine lichte Gestalt. Er war nicht ganz sicher, ob er nicht taumelte; es war wie ein Rausch; bisweilen verspürte er das Bedürfnis, die Luft mit einem kräftigen Fausthieb zu spalten.

Lange wanderte er so dahin, an die Bäume stoßend, mit seiner ganzen Gestalt ins Gestrüpp geratend oder von den Zweigen ins Gesicht geschlagen; plötzlich aber warf er sich ins Gras und vergrub den Kopf in den Händen.

Ihn packte der Zorn.

Warum war sie nicht in den Garten gekommen? Er

hätte sie bei den Händen gefaßt und ihr sein Begehren gestanden. — Nein, bloß umarmt hätte er sie! — Die Mädchen fängt man mit Süßigkeit wie die Vögel mit der Reimrute. — Ja, gewiß, er hätte sie geküßt! Und mitten auf ihre vollen, roten Lippen! — Tölpel! Davongelaufen wäre sie ihm!

(Fortsetzung folgt.)

Das Wunderbare.

Von Franz Ledermann.

(Schluß.)

Doch damit bin ich den Ereignissen weit vorausgeeilt und muß nun wieder auf das zurückkommen, was ich bald nach dem Vorfalle auf dem Kasernenhof bemerkte.

Es betraf den Sergeanten Brunner. Etwa acht Tage nach dem oben geschilderten Vorfalle hatten wir wieder „Griffe üben“, und da machte ich eine merkwürdige Entdeckung. Wieder gab der Sergeant seine Kommandos mit derselben heiseren Stimme und derselben Klangstärke. Und doch war die Stimme nicht eigentlich mehr die alte. Es lagen leise Untertöne darin, die sicher allen übrigen, vielleicht auch damals dem Sergeanten selbst noch entgingen, die aber doch herauszufühlen waren. Zwei neue Motive — wenn ich so sagen darf — lagen fremd neben den früheren. Das eine drückte ein gewisses Staunen aus, eine Verwunderung, gerade so als wenn er erst jetzt die Kommandos bewußt gäbe, die er zehn Jahre lang mechanisch herausgeschrien hatte. Es schien, als wenn er sich erst jetzt über den inneren Konnex zwischen seinen Befehlen und den Griffbewegungen der Abteilung klar wurde. Das andere Motiv hatte etwas Fragendes, Zweifelnbes; im Augenblick des Kommandos blickte er die Abteilung starr, gewissermaßen hypnotisierend an, gerade als wollte er feststellen, ob er sich noch Gehorjam verschaffen könne. Dieser zweite Unterton erfuhr dann im Laufe der Zeit eine Fortbildung: ich hatte manches Mal das Gefühl, daß er seine Befehle absichtlich lässig, unprononciert gab, gleich als wolle er den Geist des Widerstandes provozieren, ihn zwingen, Farbe zu bekennen.

Und in einem merkwürdigen und unheimlichen Gegensatz zu dieser Stimme stand sein Gesicht, das unverändert gleiche Gesicht, welches bewies, daß alle diese Zweifel und Fragen noch gar nicht bis zur Schwelle seines Bewußtseins gelangt waren.

Ueber den Füsilier Schode vermied er zu sprechen. Wenn die anderen Unteroffiziere, gewissermaßen aus einer rauhen Höflichkeit heraus auf den „Schweinehund“ schimpften, so sah er still mit einem wunderlichen Ausdruck des angespannten Nachdenkens dabei. Schließlich pflegte er sich dann, mit ungeschickt gespielmtem Eifer, an dem Schimpfen zu beteiligen, aber aus den verächtlichen und wegwerfenden Worten schienen dann immer eine gewisse Achtung für den Soldaten zu klingen, so als wenn er, so oft er sich die Missetat des Soldaten klammerte, zugleich etwas menschlich Verständliches, Sympathisches darin fände.

Selbst seinen minder feinfühlig veranlagten Kameraden fiel das bisweilen auf.

Auch vor Gericht benahm er sich merkwürdig. Nachdem er mit großem Nachdruck den klaren Tatbestand vorgetragen hatte, ließ er später die Möglichkeit durchblicken, daß der Angeklagte sein Kommando überhört und seine Fragen mißverstanden haben könnte; wie es einer der anwesenden Unteroffiziere mir gegenüber später ausdrückte, „er hätte in seiner Dämlichkeit den Kerl beinahe noch rausgerissen“.

Dann kam eine Periode, wo er sich nicht mehr damit begnügte, die anderen zu beobachten, sondern an sich selbst Studien zu machen begann.

Er fing damit an, daß er, wenn er mit im Gliede stand, die gegebenen Befehle den Bruchteil einer Sekunde später ausführte als die anderen, auf sie also nicht als Angehöriger der Masse, sondern persönlich, individuell reagierte. Ebenso pflegte er manche Befehle lässig oder infortrekt auszuführen.

Als eines Tages die Mannschaften vor dem Besiz sozialdemokratischer Schriften gewarnt wurden, kaufte er schleunigst eine Anzahl solcher und stopfte sie in seinen Schrank. Wie dann einige Tage später die Mannschafstschranke auf verbotene Schriften untersucht wurden, der Hauptmann aber auf das Deffnen der Unteroffizierschranke als überflüssig verzichtete, empfand er ein starkes Gefühl des Triumphes.

Auch sein Privatleben blieb schließlich von diesen Strömungen nicht verschont. Früher war er ein gläubiger Christ gewesen, in dem Sinne der vielen, die ohne eigenes Nachdenken das Autoritative als das selbstverständlich Richtige übernehmen. Auch hier trat eine Veränderung ein. Manchmal bat er Gott um irgend etwas. Ging dann das nicht in Erfüllung, so empfand er eine Freude, wie wenn er Gott einen Bruch des Paktes nachgewiesen und nun selber seiner Verpflichtung ledig wäre.

Etwas Ähnliches trat in seiner politischen Anschauung ein. Früher hatte er den Kampf der Staatsautorität gegen ihre Widersacher als etwas Natürliches, Gerechtfertigtes angesehen, diese selbst als schlechte, zum mindesten irreführende Personen. Jetzt suchte er mit Eifer in den Zeitungen Nachrichten über Auflehnung gegen die Obrigkeit und empfand eine

höhnische Freude, wenn er von Verbrechern hörte, die sich ihrer Bestrafung entzogen hatten.

Und dann kam das Letzte.

In einem schönen Sommernachmittag, genau ein Jahr nach dem oben erzählten Begebnis, stand die Kompanie zum Austrücken bereit auf dem Kajernenhof. Auf das Kommando des Hauptmanns flogen die Gewehre über die Schulter — bis auf das des Sergeanten. Er stand Gewehr bei Fuß im ersten Gliede und starrte mit einem unheimlich gespannten Ausdruck den Hauptmann an. Dieser, der den Sergeanten zuerst gar nicht beachtet hatte, fühlte seinen Blick wie von einer hypnotischen Macht auf das starre Gesicht des Sergeanten gelenkt.

Einen Augenblick senkten sich die Augen der beiden Männer tief ineinander, dann — ehe der Hauptmann ein Wort hätte sagen können — sprang der Sergeant plötzlich aus dem Gliede und führte mit umgedrehtem Gewehr einen Schlag gegen seinen Vorgesetzten, den der Heberajchte untr mit Mühe mit dem Degenfortb abwenden konnte.

Ehe der Sergeant zum zweiten Male ausholen konnte, war er von vielen Armen gepackt und entwaффnet.

Er ließ sich willig zur Wache führen. Sein Gesicht zeigte einen weichen, fast zufriedenen Eindruck, der nach der Starrheit vorher um so unheimlicher wirkte.

Zu einer kriegsgerichtlichen Verhandlung ist es nicht gekommen. Schon nach kurzer Zeit stellte es sich heraus, daß der Sergeant in unheilbare Geisteskrankheit verfallen sei, und es erfolgte seine Ueberführung in eine Irrenanstalt. Dort ist er bis an sein Lebensende geblieben.

Er war ein harmloser Kranker. Stundenlang konnte er mit verträumtem Lächeln vor sich hinstarren und immer wieder die Worte vor sich hinflüstern:

„Er hat recht! Es geht! Man kanns!“

Das ist die merkwürdige Geschichte des Sergeanten Brunner. Vielleicht werden die Leser der Meinung der Irrenärzte beipflichten, die dahin geht, daß die Geisteskrankheit schon jahrelang infolge einer Infektion in dem Sergeanten schlummerte und nun an diesem schwülen Sommertag, wo er, wie später festgestellt wurde, schon stundenlang auf der heißen Kompagnietammer gearbeitet hatte, zum plötzlichen Ausbruch kam.

Ich weiß es besser. Ich kenne den Tag, die Stunde, ja sogar die Minute, wo dem gesunden Geiste des Sergeanten heimtückisch das tödlich wirkende Gift eingepfist wurde.

Die Entstehung der Geister- und Göttervorstellungen. *)

Von Heinrich Cunow.

(Schluß.)

Wo sitzt nun aber im lebenden Menschenkörper die Seele? Nach der Auffassung der am tiefsten stehenden heutigen Naturvölker meistens im warmen Blut oder in der atmenden Brust. Aus der auf rein äußerlicher Beobachtung beruhenden sinnlichen Anschauung des Wilden ist diese Ansicht leicht zu verstehen. Wenn er auf der Jagd ein Tier tötet oder im Kampfe seinen Gegner schwer verwundet, so fließt aus den Wunden das warme rote Blut; wird nicht der Abfluß verhindert, dann wird der Körper steif und starr, das warme herausfließende Blut dick und kalt. Folglich hielt sich vorher das Leben, die Seele, im Blute auf. Mit dem Blute hat zugleich die Seele den Körper verlassen, und mit der Abnahme der Wärme entwich wieder die Seele aus dem Blute. Nur die entseelte Materie blieb zurück. Dieser Glaube entspricht durchaus der täglichen Erfahrung des Wilden, und bei Jäger- und niedrigstehenden Hirtenvölkern, das heißt Hirtenstämmen, die das Vieh noch hauptsächlich zum Schlachten, weniger zur Gewinnung von Milchprodukten züchten, ist diese Ansicht überall verbreitet, denn täglich macht dort der Eingeborene beim Jagen und Schlachten immer wieder dieselbe Beobachtung.

Anders bei rohen Insel- und Küstenvölkern, in deren Gebiet es an jagdbaren Tieren fehlt und wo daher die tierische Kost fast ausschließlich in Fischen, Muscheln, Reptilien besteht, also in nicht warmblütigen Tieren. Auch dort finden wir zwar hin und wieder die Vorstellung, daß die Seele im Blute sitzt, meist aber hat sie nach der Ansicht solcher Völker ihren Sitz in der Brust, die sich deutlich erkennbar bei jedem Atemzuge bewegt, auch im Schlafe; sobald aber der Tod eintritt, bewegungslos wird — folglich ist mit dem letzten Hauch des Sterbenden auch seine Seele, sein Leben, entflohen.

Höher schon steht die Auffassung, die wir bei verschiedenen Stämmen Neuguineas, der Salomonsinseln, Neukaledoniens und der polynesischen Inselwelt vorfinden, daß die Seele (der Geist) des Menschen im Schädel, besonders in oder hinter den Augen, wohnt. Eine Ansicht, die nicht, wie vielleicht mancher annehmen möchte,

*) Bei der Angabe des Preises von Cunows „Ursprung der Religion und des Gottesglaubens“ ist gestern ein Irrtum unterlaufen. Das Buch kostet gesetzet 1,20 M., in Leinen gebunden 1,50 M.

der Erkenntnis entspringt, daß das Denken eine Funktion des im Schädel verborgenen Gehirns ist, sondern der Beobachtung, daß alle Gemütsbewegungen oder, um im Sinne der Völker jener Entwicklungsstufe zu reden, alle Seelenäußerungen des Menschen in seinem Gesicht, vornehmlich seinen Augen zum Ausdruck kommen, nach dem Tode aber das Auge ausdruckslos ins Weite starrt. Besonders sind es deshalb auch die unter Polynesiens sonntigem blauen Himmel lebenden Völker, von denen mehr noch als von anderen das Wort gilt, daß sie bald himmelhoch jauchzen, bald zum Tode betäubt sind, bei denen wir die Vorstellung finden: in oder hinter den Augen des Menschen hause seine Seele, und wenn der Mensch lache, dann lache seine Seele, wenn er weine, zerfließe sie in Gram. Bei den Hawaiern werden selbst die Tränenröhren, aus denen „die Seele weint“, poetisch Luauhane, das heißt Seelenhöhle, genannt.

Auf noch höherer Stufe, z. B. bei den altamerikanischen Kulturvölkern, finden wir als Sitz der Seele auch das „Herz“ genannt: eine weit spätere Ansicht, die erst dann auftritt, nachdem man erkannt hat, daß das Herz die Zentrale des Blutkreislaufs ist und Störungen der Herzstätigkeit, sei es durch Verwundung des Herzens oder durch andere Einflüsse, den Tod, die Seelenflucht, zur Folge haben.

Sehr deutlich leuchten in diese Gedankenwelt der Naturvölker ihre Ausdrücke für Seele, Leben, Bewegung hinein. Vielfach haben die niedrigstehenden Völker für Lebenskraft, Bewegung, Seele, Geist, Schatten, Atem dasselbe Wort. So wird z. B. mit dem Worte Rangari bei den australischen Narrinberi zugleich die Lebensstätigkeit und der Schatten, den ein Menschenkörper wirft, bezeichnet. Bei den Kurnai heißt die Seele Jambo, Schatten. Die Wiradjuri nennen den Geist eines abgestorbenen Hordengenosßen Jir, Lebenskraft; die Bigambul bezeichnen ihn als Natu, Schatten; die Dieheri als Mura, Leben usw. Doch hat auch bei einigen australischen Stämmen die Benennung für „Geist“ direkt die Bedeutung „Kraft“ der Toten, und bei den Guins wird der Geist sogar Tulugal genannt, das heißt „Grabangehöriger“.

Die Seele oder der Geist ist also, wie diese Ausdrücke zeigen, nur ein flüchtiger Schemen, ein körperloses Ding, das nicht aus fester, greif- und sichtbarer Materie besteht und deshalb auch nicht nur in der Brust, sondern selbst im Blut und im engen Schädel Platz hat. Aber einen Geist, ein Wesen ohne Körper, das doch Körperformen hat, das keine Sinnesorgane besitzt und doch sehen, riechen, hören, fühlen, denken kann, vermag sich selbst eine über die bloße Reproduktion roher sinnlicher Anschauungsbilder hinausgelangte Phantasie nicht vorzustellen. Auch unsere modernen Geisteslehrer und Geistesgläubigen haben sich deshalb gezwungen gesehen, ihre Geister mit einem Leibe auszustatten, sei es auch nur — ein anderer Name für dasselbe Nichts — mit einem sogenannten Astralleib. Und fragt man sie, wie sie denn erkannt hätten, daß der ihnen erschienene Geist der Geist einer ihrer gestorbenen Verwandten oder einer ihnen bekannten Persönlichkeit gewesen sei, dann hört man, daß der Geist deutlich dieselben Züge, dieselben freundlichen oder stechenden Augen, das helle oder dunkle Paar, denselben Bart wie der Verstorbene gehabt habe.

Gehen wir aber bis ins Mittelalter zurück und betrachten uns die Heiligen- und Teufelslegenden, dann vernehmen wir, daß die Geister der Heiligen weinen, bluten und heulen wie irdische Menschen, daß die bösen Geister (Teufelsgeister) nach Koch und Schwefel stinken, Hörner, Hods- und Pferdefüße haben, mit den Menschen kämpfen und ringen und nicht selten von diesen verwundet und verprügelt werden.

Noch weniger aber als die mittelalterlichen Heiligen- und Teufelsgläubigen vermögen sich die einfachen Naturmenschen einen körperlosen Geist vorzustellen, und so finden wir denn, daß in ihren Geisterfagen immer wieder die Seele (Geist) einfach mit dem Toten (oder der Leiche) identifiziert wird. Die Geister sehen, wenn sie auch für gewöhnlich unsichtbar sind, doch genau so aus wie der Verstorbene. Sie haben dieselben Eigenschaften, kämpfen und ringen miteinander, bringen sich gegenseitig Wunden bei, haben Gerüche an sich, leiden an Hunger- und Durstgefühlen und finden besonderes Vergnügen an Essen, Trinken und Tanzen.

Das gilt nicht nur von den Australnegern, sondern auch von den auf einer weit höheren kulturellen Entwicklungsstufe stehenden Eingeborenen Neuguineas, des Bismarck- und Salomondrchipels, der Banksinseln, Neuhedriden, Karolinen usw.

Vielfach wird der Geist sogar so weit mit dem Körper identifiziert, den er einst bewohnte, daß man selbst solche Prozeduren, die nach dem Tode mit dem Leichnam vorgenommen werden, als mit dem Geist vorgenommen betrachtet. Um beispielsweise zu verhindern, daß der Geist eines rachsüchtigen Mannes bei seinen noch lebenden Verwandten „umgeht“ und sie mit seiner Rachsücht belästigt, werden in einzelnen australischen Stämmen die Gliedmaßen der Leiche aneinander gebunden, die Hände fest an den Leib geschnürt, dem Toten das Rückgrat gebrochen oder ihm gar der Kopf vom Rumpf abgetrennt.

Die Widersprüche, die in diesen verschiedenen Auffassungen stecken, kommen zunächst, wie ein Vergleich der Geistervorstellungen der Australnegern lehrt, dem naiven Gemüt des Naturmenschen gar nicht zum Bewußtsein. Die Frage, wie ein Geist, der eine vollausgebildete menschliche Gestalt besitzt, im Blut oder in der Brust eines Menschen Platz zu finden vermag, existiert für ihn ebensowenig, wie die Frage, wie ein derart gestalteter Geist mit

dem Atem oder Blut aus dem von ihm bewohnten Körper herauszufahren vermag. Doch schon ziemlich früh stellen sich allerlei Bedenken gegen die Ansicht ein, daß auch die Seele im Menschenkörper bereits eine Art menschliche Gestalt hat. Immer deutlicher bildet sich die Vorstellung heraus, daß die Seele, solange sie im Menschenkörper haust, nur eine luftige Substanz sei — ein unsichtbarer, wenn auch manchmal leuchtender oder phosphoreszierender, sich durch seine Wärme bemerkbar machender Stoff (Seelenstoff), der sich erst nach seiner Trennung von dem bisher von ihm bewohnten Leib zu einem Geist in Menschengestalt verdichte.

Die Anfänge solcher Unterscheidung zwischen der luft- oder gasartigen, noch im Menschenkörper stehenden Seele und der als Geist in Menschengestalt umherschweifenden vom Körper getrennten Seele finden wir schon bei manchen der entwickeltesten australischen Stämme. So glauben manche australischen Tribes Victorias und Queenslands, zum Teil auch Südaustraliens, daß die Seele, wenn sie den menschlichen Körper verläßt, zunächst nur ein „warmer Wind“ sei, den man wohl fühlen, greifen, festhalten und in der Hand zusammenpressen könne, der aber noch keine Gestalt (äußere Körperform) habe.

Zunehmlich fließen, soweit sich nach den Mythen beurteilen läßt, bei den australischen Stämmen die Geist- und Seelenvorstellungen noch vielfach unbestimmt ineinander. Wandern wir jedoch nach der melanesischen und polynesischen Inselwelt, dann tritt die Unterscheidung zwischen der den Menschenleib belebenden und der aus ihm entflohenen, frei gewordenen Seele immer deutlicher hervor, und zugleich zeigen uns die dafür gebräuchlichen sprachlichen Ausdrücke, wie sich der Naturmenschen der Uebergang der einen Seelenform in die andere denkt.

Bereits in dem nördlich der australischen Kolonie Queensland gelegenen westlichen Teil des Torresstraßenarchipels, tritt diese Unterscheidung scharf ausgeprägt hervor. Dort wird die noch im menschlichen Körper weilende Seele kurzweg „Mari“, das heißt „Schatten“ genannt. Solange dieser Mari noch im Körper sitzt, ist er lustig und körperlos — ein bloßer Scherz. Hat er aber nach dem Tode eines Menschen dessen Leib verlassen, so nimmt er nach einiger Zeit — nach dem Glauben einiger Stämme erst in der nächsten Neumondnacht — einen „Kai“, das heißt eine menschliche Körperform an und wird nun „Marikai“, Geistgestalt (Geistwesen) genannt. Diese Gestalt entspricht genau dem Aussehen des im Grabe ruhenden Toten, ist aber nicht kompakt und dem Auge eines gewöhnlichen Menschen nicht sichtbar. Nur die Geisterbeschwörer, die „Marikawidairka“ und die Geisterseher oder „Marimaigarka“ vermögen die Geister zu erkennen. In den Mythen der Inselaner jener Gegend haben die abgechiedenen Seelen oder Geister stets genau die Gestalt des früher von ihnen besetzten Menschenkörpers, und zwar nicht nur die äußere Körpergestalt, sondern auch dieselben Haare, Zähne, Zungen, Augen, Nägel, Narben usw. Oft sind sie bekleidet, leiden unter Hunger, Durst und anderen Uebeln; essen, trinken, tanzen, singen und begatten sich sogar.

Nach der Ansicht der Eingeborenen Neu-Neukalifornias (Neu-Britanniens), der zweitgrößten Insel des Bismarckarchipels, besteht der lebende Mensch aus zwei Teilen: aus Tamai, dem Leib, und Tanua, der Seele; ein Wort, das auch zugleich Lebenskraft und Schatten bedeutet. Stirbt der Mensch, so verläßt ihn seine Seele in Gestalt eines manchmal sichtbaren, manchmal unsichtbaren Feuerfunfens oder glühenden Hauchs. Nach dem Herausfahren der Seele durch den Mund oder die Nasenlöcher nimmt aber die Seele bald eine Menschengestalt an, und zwar die Gestalt des bisher von ihr bewohnten Körpers, doch besteht sie, wie die Eingeborenen sagen, nicht aus Fleisch und Knochen und ist dem Auge eines gewöhnlichen Menschen nicht sichtbar. Sie ist nun zum Tabaran, zum Seelen- oder Geistmenschen geworden und schweift als solcher ruhelos umher, bis sie schließlich in das Geisterreich eingeht.

Die Seele eines Tieres vermag dagegen nach dessen Tode keine Tiergestalt anzunehmen; sie bleibt wie ein „heißer Hauch“ und geht entweder in ein neugeborenes Tier derselben Art über oder wird von den menschlichen Geistern weggefangen, da diese mit Vorliebe zu ihrer Stärkung Tierseelen verschlingen. Auch der Mensch kann, wenn ein Tier stirbt, dessen Seele unter Anwendung bestimmter Zauberbräuche einfangen.

Der Naturmensch versteht also zunächst unter seiner „unsterblichen Seele“ nur die organische Lebenskraft, die Lebens- und Bewegungstätigkeit seines Körpers und macht sich über die Wesenseigenheit (Substantialität) dieser seiner Seele vor und nach der Ablösung vom Körper vorerst überhaupt noch keine bestimmte Vorstellungen. Treibt ihn dann später ein sinnliches Denken zwischen der an den Körper gebundenen Lebenskraft und der aus dieser geschiedenen und verselbständigten, als Geistwesen eine Eigenexistenz führenden Seele zu unterscheiden, so stellt er sich diese letztere seiner sinnlichen Anschauungsweise gemäß als einen feinen, luftartigen warmen oder heißen (feurigen) Stoff vor — als „Pneuma“, wie die griechischen Philosophen und die alten christlichen Kirchenväter einst ihre Seelensubstanz nannten. Doch da die „einverleibte“ Seele noch immer als Inbegriff der gesamten Lebenstätigkeit des Menschenkörpers gilt, also dessen sämtliche Lebensfunktionen, auch die sogenannten rein animalischen, umfaßt, macht sich, sobald der Mensch die bloße körperliche Bewegungs-

fähigkeit von den feineren Funktionen des Denkens unterscheiden lernt, eine weitere Differenzierung des Seelenbegriffs nötig. Neben dem alten Wort für die Seele als bloße Lebenskraft entsteht nun ein neues Wort, das im Gegensatz zum ersteren nicht mehr die körperliche Lebenskraft, sondern lediglich das Denk- und Gefühlsvermögen des Menschen, die Geisteskraft, bezeichnet.

Erdererschütterungen in Mitteleuropa.

Das Erdbeben, von dem Sonntagmittag Süddeutschland und ein Teil der Nachbargebiete heimgesucht worden ist, ähnelt sowohl nach seiner Ausdehnung wie nach der Stärke, mit der es auftrat, auffällig dem Beben vom 16. November 1911. Auch diesmal befand sich der Herd, das Epizentrum, des Bebens aller Wahrscheinlichkeit nach in der Rauhen Alp; ebenso kann angenommen werden, daß die Ursache der unheimlichen Naturerscheinung die gleiche war wie damals.

Es sind hauptsächlich zwei Gebiete Deutschlands, in denen Erdbeben häufiger auftreten. Die meisten Erschütterungen weist das Gebiet des Erz- und Fichtelgebirges auf; an zweiter Stelle kommt das Revier der Rauhen Alp mit seiner weiteren Umgebung. Man kennt in Württemberg überhaupt 68 Bebenherde, während deren 80 im Gebiet des Erz- und Fichtelgebirges nachgewiesen sind. Auch der Odenwald mit den benachbarten bairischen Distrikten zählt noch ziemlich viel bekannte Epizentren, nämlich 43. Im Taunus und im Hunsrück sind 32, in Westfalen 29, im Elsaß 24, im Harz 18, im Bereich des Bayerischen Waldes 11, in Thüringen 10, an der mittleren Mosel, im Haardtgebirge und in Luxemburg 10, im übrigen Teil der Pfalz und in Lothringen 9 und im Riesengebirge 7 Bebenzentren bekannt. In der norddeutschen Tiefebene sind Erdbeben dagegen äußerst selten. Ein stärkeres Beben ist aus diesem Gebiet nur vom 1. November 1755, dem Tag des furchtbaren Erdbebens von Lissabon, überliefert. Bei jener Katastrophe, einer der schrecklichsten aus der historischen Zeit, dürfte überhaupt der größte Teil des Erdballes mehr oder weniger in Mitleidenenschaft gezogen worden sein. So verfielen zur Zeit des Bebens die Teplitzer Thermen, und erst nach längerer Zeit kehrte der warme Sprudel, ganz schmutzig und offerfarbig, wieder.

Wie bei allen in Mitteleuropa vorkommenden Erdererschütterungen, so handelt es sich auch diesmal wieder um ein sogenanntes tektonisches Beben. Es sind dies Erdererschütterungen, die durch die fortschreitende Erkaltung unseres Planeten entstehen. Einmal, in den Jugendtagen der Erde, war die ganze Oberfläche unseres Weltkörpers eben und glatt. Aber im Laufe der Jahrmillionen schrumpfte der mächtige Ball in demselben Verhältnis, in dem er sich äußerlich abkühlte, zusammen; höher und höher wurden die Ranzeln seiner ihm allmählich zu weit werdenden Haut emporgetrieben. Lange Spalten und Brüche bildeten sich innerhalb der im Verhältnis zur Größe der ganzen Erdkugel außerordentlich dünnen festen Kruste; an den Rändern der Bruchstelle stiegen gewaltige Gebirgszüge empor.

Es ist begreiflich, daß die Veränderung der Erdkruste da am stärksten ist, wo sie die geringste Festigkeit hat, wo gewissermaßen die Versteifung des festen Erdgewölbes noch nicht den Grad der Sicherheit erreicht hat wie an der Oberfläche: nämlich an ihrer unteren Seite. Hier müssen durch die Abkühlung notgedrungen Faltungen, Zerrungen, Verschiebungen im Gestein eintreten, die infolge der Zentrifugalkraft von Zeit zu Zeit zu gewaltigen Umlagerungen führen. Es müssen sich Hohlräume bilden, in die von oben her die Gesteinsmassen nachstürzen; es müssen ungeheure Pressungen und Schiebungen der Gesteinsmassen eintreten, die schließlich durch irgendeinen geringen Anstoß zur Ausbildung kommen. Von der Größe der Gebiete, in denen solche unterirdische Umlagerungen stattfinden, können wir uns keinerlei Vorstellungen machen; wir wissen nicht einmal, in welchen Tiefen der Erde jene Gesteins-einstürze erfolgen. Man suchte früher allerdings die Erdbebenherde in außerordentlicher Tiefe; man nimmt aber heute übereinstimmend an, daß der Anstoß zu den Erdererschütterungen von einem Gebiete ausgeht, das ganz nahe der Oberfläche zu suchen ist. Solche Umlagerungen unterirdischer Schichten gehen nun auch im süddeutschen Gebirgslande häufiger vor sich, wie die von Zeit zu Zeit immer wieder auftretenden Beben zeigen. Müssen sich doch die gebirgsbildenden Kräfte besonders in solchen Gebieten häufiger betätigen, die einen reichgegliederten Aufbau von Bergen und Höhenzügen bereits aufweisen.

Katastrophale Erdererschütterungen hat Mitteleuropa nicht zu fürchten. Wir sind ungemein günstiger daran wie etwa die Länder des Mittelmeerbeckens, insbesondere wie Süditalien, die Balkanhalbinsel, Kleinasien und der Bereich des Kaspischen Meeres bis hinein nach Turkestan. In der weiten Welt ist es das Karaische Meer, das einen gewaltigen Erdbebenherd bildet; es ist, ähnlich wie das Becken des Tyrhenischen Meeres, ein Bruchgebiet, dessen Ränder dauernd großer Gefahr ausgesetzt sind. Das größte Bruchgebiet unseres Planeten bildet freilich das Riesenbecken des Pazifischen Ozeans; sowohl die asiatische wie die westamerikanische Krüste sind unaufhörlich Erdhöhen ausgebebt, und Japan, das Reich der viertausend Inseln, kommt eigentlich niemals zur Ruhe.